–Der Hausfreund–
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“
Nr. 5 Lemberg, am 3. Hornung (Februar) 1929

Jenny macht Karriere

Von Hans Bachwitz.

8)

„Zwang durch Schicksals Bestimmung oder rauher Griff bürgerlicher Gesetze?“

„Ja — hm sehen Sie — — wenn ichs recht bedenke, möchte ich beinahe sagen, es ist eine Bestimmung. Aber wiederum — auf der andern Seite — — — nein, ich hoffe nicht, daß ich was mit den Gesetzen — — — Ich kann doch bei meiner Seele Seligkeit nichts dafür!“

Und Jenny hatte ein Schluchzen in der Brust. Am Ende war dieser Francis gar nicht so verrückt. Er schien doch bereits etwas gemerkt zu haben. Aber Francis hatte nur erkunden wollen, ob die Ehe Jennys männlicherseits infolge Tod oder Scheidung vereinsamt sei.

Die mystische Antwort seiner Begleiterin brachte jetzt in umgekehrter Rolle das Verständnis Fidikuks zum Scheitern. Was war die nun eigentlich? Witwe oder Geschiedene? Er zwang seine Sprache zu verhaßter Einfachheit:

„Gatte lebt noch?“

Und wieder atmete Jenny auf. Dann lachte sie fast spitzbübisch: „Natürlich! Unberufen!“

„Indessen?“

„Was?“

„Geschieden?“

Das war kitzlich. Hieraus konnten sich Schwierigkeiten ergeben. Jenny wußte von der Untermieterin ihrer Mutter was es mit einer Scheidung auf sich hatte. Wer da nicht ganz taktfest war, verwickelte sich gar zu leicht in Widersprüche. Sapperlot! Was fing sie mit dem Gatten an? Ob sie ihn nicht doch lieber tot sein lassen sollte? Er konnte ja plötzlich gestorben sein.

Francis nahm ihr Zögern für peinliches Empfinden. Zart drückte er abermals ihren Arm und fragte, ihr unbewußt zu Hilfe kommend, ob sie vielleicht nur von ihrem Manne getrennt lebe?

Jenny nickte hastig. Ja natürlich lebe sie getrennt. Nur getrennt.

„Klarheit bricht durch Dunkel. Verstehe! Getrennte Ehe — famos!“

„Wie bitte?“

„O Verzeihung, Dolcissima“, Herr Francis geriet in Feuer und in dieser läuternden Glut fielen die Schlacken seiner Ausdrucksweise merklich ab, „Versprach mich nur. Wollte sagen: tragisch!“ Und er drückte abermals den Arm Jennys, der das nun doch allgemach auffiel. Aber eigentlich nicht unangenehm.

„Ja — tragisch!“ flunkerte sie lustig weiter. „Die Ehe hat mich enttäuscht!“ Das hatte sie aus dem Roman geschnappt.

„Die ewige Galeere!“

„Mein Mann ist nämlich 36 Jahre älter als ich.“

„Methusalem!!“ Francis war erschüttert.

„Nein, nein — Pasada! Generalkonsul!“

„Tropisch!“

„Tro — — —?“

„Greis von Wendekreis!“ Fidikuk sank auf das Niveau des ältesten Schwankes vor Begeisterung. „Ausländerin selbst?“

„Halb und halb. Ich stamme aus — — aus Rio de Janeiro!“

„O Flamme ewigen Sommers, Blühen auf Klippen, schäumende Brandung an grünendem Strand — Rio — ferne Gitarre hinter Hibikus! Rio — — ich kenne es!“

„Ach je!“ Jenny stellte erschrocken wieder eine Panne fest, versuchte zu retten, was zu retten war. Eigentlich bin ich mehr aus der Umgegend von Rio!“

„Aus der Pampa!“

„Ja. Meine Mutter war Deutsche!“ Aus Kopflosigkeit verlegte sie die Existenz der ehrsamen Frau Wichler in die Vergangenheit.

„Deshalb Aussprache ohne Fehl.“

„Ja. Aber wenn es Ihnen recht ist, gehen wir nun zurück. Mir ist ein bißchen schwül!“

„Befehlen Sie Weg ins Unendliche — ich bahne ihn!“ Und Francis drückte ihren Arm so heftig, daß Jenny merkte, ihr Begleiter sei durchaus normal. Und — merkwürdig! — eigentlich hatte er ihr vorhin besser gefallen, wo er so harmlos reizend verrückt war.

Wenn sie geahnt hätte, daß jetzt erst der Wahnsinn bei Francis ausbrechen würde.

4.

Es dunkelte bereits, als sie die Hotelhalle wieder betraten, und die meisten Gäste warteten, zum Souper umgekleidet, auf den Gongschlag. Jenny erregte wiederum berechtigtes Aufsehen, und eine auf jung geschminkte Dame eilte auf sie zu, nannte rasch und unverständlich ihren Namen und fragte, ob die Frau Generalkonsul nicht so freundlich sein wolle, zu verraten, wer ihr das entzückende Promenadenkleid gearbeitet habe?

„Ich beziehe alles von der Firma Görlitzer und Doppelmann in Berlin!“ erwiderte Jenny sofort und empfand eine gewisse Genugtuung darüber, daß es ihr vergönnt war, ein wenig zum Renommee ihrer Firma beitragen zu können. Dann verabschiedete sie sich von Francis und ging in ihr Appartement, um sich gleichfalls umzuziehen, eine Tätigkeit, der auch Fidikuk in seiner Höhle unterm Dach obliegen wollte.

In einer Nische saßen auf Klubmöbeln Frau Hefesand, der Major und Dr. Weibezahl. Wie nicht anders zu erwarten, drehte sich auch hier das Gespräch um Jenny. Besonders war es die Toilettenpracht der Frau Generalkonsulin, die es der Mama Hefesand angetan hatte.

„Ich bitte Sie, meine Herren, bei allem Geschmack, den ich der Dame zubillige, muß ich doch sagen, daß ihre Art, Kostüme zu tragen, etwas geradezu Herausforderndes hat. Vielleicht ist ihre exotische Ehe schuld daran, daß man sie mit besonderen Augen ansieht, aber ich jedenfalls bin anders erzogen worden, und ich sage meiner Tochter jeden Tag: einfach und schlicht mein Kind, das ziert die deutsche Jungfrau!“ Und sie sah sich imponierend um, während die Herren, die im Innern ganz anders dachten, feierliche Gesichter machten.

Da wollte es leider der Zufall, daß just in diesem, dem Lobe der schlichten und einfachen Jungfrau gewidmeten Augenblick Fräulein Mimi am Tische erschien und in ihrem Abendkleide weit entfernt war, die mütterlichen Grundsätze zu rechtfertigen. Ihr Kleid bestand eigentlich nur aus einem eng um den Körper gewundenen und phantastisch gesteckten Stück cremefarbener Seide, das oben und unten aufhörte, nachdem es kaum begonnen hatte. Dazu war der glatte Pagenkopf frisch mit Brillantine geölt, Arme, Hände, Schultern und Gesicht mit Puder bestäubt und alles in allem sah Mimi mehr wie ein verteufelt hübsches und verteufelt pikantes Tillergirl, als wie eine schlichte, deutsche Jungfrau aus.

Die Herren verbissen ein Lachen, machten aber Fräulein Mimi begeisterte Komplimente und Frau Hefesand nahm sich vor, nachher Mimi wirklich zum erstenmal energisch die Prinzipien vorzuhalten, nach denen sie die Erziehung angeblich von jeher geleitet hatte. Es mißfiel ihr sichtlich, daß Mimi sich aus der ihr von Weibezahl angebotenen Zigarettendose bediente und wieder mit den Beinen „wippelte“. Da sie hierdurch aber die Blicke der Herren, und vor allem der unverheirateten, anzog, begnügte sich Frau Hefesand damit, innerlich zu seufzen und festzustellen, daß sich die Welt stark verändert hatte, seit der Kandidat des höheren Schulamts, Jeremias Hefesand vor 28 Jahren um sie gefreit hatte.

„Nun, Herr Doktor,“ begann Mimi die Chance Weibezahl aufs Neue zu bearbeiten. „Wie war der Spaziergang?“

„Prachtvoll", erwiderte Weibezahl, von der Ironie peinlich betroffen und zur Revanche bereit. „Besonders Frau Generalkonsul Pasada — — —"

„Wer?" fragte rasiermesserscharf Frau Hesesand.

„Na, die famose Frau Pasada. Ja — Pasada — war auch da!"

„Allein?"

„Nee, leider nicht!" warf der Major ein. „Der schwarzgelockte Pegasus war bei ihr!"

„Aha!" machte Mimi und zerdrückte ihre Zigarette.

„Hing an ihr, wie der Kupon an der Aktie!" bekräftigte Weibezahl und freute sich, daß Mimis Nasenflügel zu beben anfingen. Denn — leider muß es gesagt werden! — dem Doktor war Mimi so unsympathisch, daß es nicht einmal zum Heiraten gelangt hätte.

„Schau, schau!" Frau Hesesand wiegte anzüglich den Kopf und lächelte Arsenik.

„Tja", der Major warf ein Bein übers andere und besah die Lackschuhspitze, „die Dame schwärmt scheinbar für moderne Literatur!"

„Geschmacksache!" reckte sich Mimi, „nicht jeden interessiert es, warum ein gewisses Bataillon in einer gewissen Schlacht vergessen wurde!"

„Es wäre für uns alle besser gewesen, man hätte sich dafür interessiert!", grollte der Major, an seiner empfindlichsten Ferse getroffen. „Dann säßen wir jetzt nicht hier und zerrissen uns die Mäuler darüber, daß irgend 'ne kleine Frau auf Techtelmechtel ausgeht!"

„Techtelmechtel???" fragte Mimi und machte ein Medea-Gesicht.

„Na — das sieht doch 'n Blinder mit 'n Krückstock! In 24 Stunden haben wir hier den schönsten Skandal, aber dann werden wir dafür sorgen, Doktor, was — wir werden dafür sorgen, daß der Zappeldichter rausgeschmissen wird! Hier is 'n anständiges Hotel, wo alleinstehende Damen mit unversorgten Töchtern wohnen! Hier hat Anstand zu herrschen!"

„Es ist empörend!" rief Mimi, Tränen in den Augen und sprang auf. Es war nicht ersichtlich, was sie empörend fand: das drohende Techtelmechtel, den bevorstehenden Hinauswurf Fidikuks oder des Majors sittliche Forderung. Jedenfalls verließ sie stehenden Fußes den Lästertisch und eilte davon, dem Wintergarten zu. Betretenes Schweigen folgte ihr.

„Meine Tochter hat leider so überzarte Nerven!" greinte schließlich Frau Hesesand und sah den Major zertrümmernd an. „Und da sie für Herrn Fidikuk ein gewisses Interesse —"

„Oh, oh, oh", wehklagte scheinheilig Weibezahl, „frische Herzenswunde! Wie können Sie nur, Major?" Und er zwinkerte dem rücksichtslosen Haudegen zu.

Der fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. „Hätt ich ne Ahnung jehabt", entschuldigte er sich. „Glaube übrigens gar nicht, daß die Frau Pasada für Techtelmechtel zu haben ist! — Leider?" setzte er innerlich hinzu.

„Oho! Wer weiß! Ich traue dieser herzlosen Kokette alles zu!" vermaß sich Frau Hesesand.

„Herzlose Kokette? Wieso? Ich finde sie nur sehr schick! Einfach Puppe?" meinte Weibezahl.

„Doppelpuppe!" überbot der Major.

„Wie bitte?" Frau Hesesand stellte die Vertrauensfrage.

„Na ja — meine nur so — bildlich — — ja — figürlich!" Und der Major zeichnete in der Luft eine Elfentaille.

„Nun — mir tut bloß der unglückliche Mann leid!" ließ sich die Frau Konrektor hören.

„Unglücklich? Bei der Frau? Das ist aber entschieden zu viel gesagt!" widersprach Weibezahl und meinte es aufrichtig.

„Na — ich bin überzeugt, daß sie ihm Hörner aufsetzt!"

„Ja wirklich?" fragte Weibezahl erfreut. „Glauben Sie wirklich, daß da was zu machen — — oh Pardon — Verzeihung — — ich meine — — man soll sich da keine falschen Vorstellungen machen!"

„Nun — ich könnte darauf schwören! Das hat unsereiner im Instinkt. Und wenn ich mir denke, was man etwa über meinen guten Mann sagen würde, wenn ich mich so benehmen würde, wie jene — — Dame — — —"

Die Herren protestierten mit aufgehobenen Händen um Schonung flehend.

„Für jede ist es auch nicht!" beschwor Weibezahl.

„Da sei Jott vor und hinten!" sekundierte ernst der Major.

Zum Glück läutete endlich der Gong.

Der große Speisesaal war hell von tausend elektrischen Kerzen. Stimmengewirr, Gläserklingen, Walzermusik. An einem der großen Fenster saßen die Damen Hesesand, neben ihnen die drei Herren. Gegenüber aber an einem besonders apart gedeckten Tischchen ganz allein saß Jenny, und es war ihr unter den Blicken der anderen Gäste fast unmöglich, etwas von den exquisiten Speisen zu genießen. Es muß erwähnt werden, daß sie die fabelhafte Ballrobe trug, die den Abschluß der Privatmodenschau bei Frau Doppelmann gebildet hatte, und es muß weiter erwähnt werden, daß diese Robe sie entzückend kleidete. Und wenn irgend etwas imstande war, Jennys Ruf als hyperelegante, fabelhaft reiche und vorbildlich geschmackvolle Frau bei den Damen, den Herren und dem Personal zu begründen, so war es diese Toilette. Man fand es ganz besonders raffiniert, daß sie die kostbare Extravaganz ihrer Erscheinung nicht durch den mindesten Schmuck beeinträchtigte.

Ganz unten am Ende des Saales, rechts neben der geöffneten Tür, wo es immer zog, saß der Doktor Hüngerl einfach und schäbig in seinem ewigen schwarzen Röckchen, die Stahlbrille auf der blassen Nase, und während er den Rheinsalm, das getrüffelte Reh, die papierdünnen Eskalopes, die kalifornischen Eisfrüchte, kurz alle Bestandteile seines Lotteriegewinnes dankbar in sich aufnahm und mit Quellwasser befeuchtete, las er mit der glücklichen Ruhe des Gelehrten in seinem Buche, das den befremdlichen Titel führte „Das Immanente im Mythos", und das zum großen Teile lateinisch geschrieben und mit griechischen Anmerkungen versehen war. Es machte ihm wenig aus, daß man ihm zuletzt servierte, manchmal von fast leeren Platten, daß der Rehrücken kalt und die Eisfrüchte warm waren. Er hatte für diese feinen Unterschiede kein empfindsames Organ.

„Dieses Kleid wieder!" zischelte Frau Hesesand zu den Herren und winkte mit dem Kopf nach Jenny hinüber.

„Fabelhaft!" kritisierte Jacinto entzückt.

„Schamlos!" erklärte Frau Hesesand entrüstet.

„Auch das!" gab Jacinto zu, aber er sah nicht entrüstet aus.

Der Major stieß Weibezahl unterm Tisch mit der Fußspitze an.

„Scheußliche alte Hexe!" wispelte Weibezahl ihm zu.

„Leider nicht mehr zu verbrennen!" beklagte der Major.

„Dabei sieht die Pasada aus, wie 'n Tautropfen auf nem Rosenblatt!" flüsterte Weibezahl schwärmerisch.

„Schwaches Wort!" Der Major hatte Dorschaugen vor Bewunderung.

„Nein!" Frau Hesesand nahm entschlossen den Kneifer von der Nase und wandte sich zu Mimi. „Die Dame ermangelt jeglicher Sympathie.

„Wie sie schon riecht!" rümpfte die Tochter. „Ich möchte nur wissen, wie das Parfüm heißt, mit dem sie sich durchtränkt!"

„Und was es kostet!"

„Und wo es zu haben ist!"

„Mimi!!!"

„Mama???"

Noch einer saß appetitlos an seinem einsamen Tischchen und starrte bewundernd auf Jennys schimmernden Nacken: Francis Fidikuk! Je mehr ers überdachte, desto klarer leuchtete ihm ein: ohne sich geckenhafter Eitelkeit zu rühmen, glaubte er doch, aus der Bevorzugung heute nachmittag schließen zu dürfen, daß er einen gewissen Eindruck auf Jenny gemacht habe. Verflucht und verwünscht! Wenn nicht der Post- und Eisenbahnstreik dazwischen gekommen wäre, hätte ihm Papa sicher das Geld noch anweisen können, um das er ihn so dringend telegraphisch gebeten hatte. Dann wäre er in der Lage gewesen, seiner Huldigung einen Ausdruck zu verleihen, der bestimmt auf diese in ihrer Jahre Blüte ums Heiligste betrogene Frau gewirkt hätte. Wie gut mußte es sein, die arme Frau eines um mehr als ein Menschenalter vorausgeeilten Gatten zu trösten, ihr zu beweisen, wessen ein jugendliches Herz, fähig ist, ein Herz, gleichermaßen entzündet von Liebe und von Poesie! Aber ohne Geld? Francis fühlte, wie seine Existenz wankte, und leider Gottes hatte das Hotel keinen fünften Stock.

Es schmeckte ihm nicht mehr. Um so weniger, als er seit

einigen Tagen zur Sparsamkeit, ja fast zur Not verurteilt, den gewohnten Pontac nicht mehr bestellen konnte. Dem Kellner hatte er gesagt, Magenbeschwerden forderten gebieterisch strengste Enthaltsamkeit, aber der Blick, mit dem der Kellner lächelndes Beileid ausdrückte, stellte gleichzeitig die richtige Diagnose.

Irgendetwas aber mußte geschehen, um der angebeteten Frau zu zeigen, daß ein Männerherz seine Kammern geöffnet hielt. Fidikuk sprang plötzlich auf und eilte zu Fuß die vier Treppen hinauf in sein Stübchen mit dem Blick auf die öde Felswand. Er nahm aus einer verschlossenen Juchtenmappe einen Bogen schwarzen Büttenpapiers, wie es für ihn speziell angefertigt wurde. Dann goß er aus einem Fläschchen etwas dicke, silbrigglänzende Flüssigkeit in den Seifenbehälter, rieb die Masse mit Wasser an und schrieb sodann mit der auf solche Weise gewonnenen Tinte silber auf schwarz ein Gedicht nieder, von dem noch in anderem Zusammenhange die Rede sein wird.

Er kuvertierte das Werk und gab es dem Zimmermädchen mit dem Auftrage, es in Frau Pasadas Zimmer zu deponieren. Fünf Schillinge — wie lange noch, mein Gott, wie lange? — bewirkten, daß die Maid den Auftrag prompt zur Ausführung brachte.

Inzwischen war das Souper beendet. Rauchend und plaudernd saß man in der Halle. Jenny inmitten der drei Herren, deren sie sich nicht hatte erwehren können, und die sie jetzt ganz erträglich fand, da sie mit dem Smoking bessere Manieren angelegt hatten. Die Zigarette des Dr. Weibezahl war sogar recht gut und der schwarze Kaffee mundete ihr vortrefflich. Dazu kam, daß ein feines, ungekanntes Rauschgefühl sie umnebelte und für die Galanterien der Herren empfänglicher machte, wie ja auch das Opium trotz seiner betäubenden Macht die Sinne schärft. Sie war im Begriffe ihre Seele eines kleinen, unwissenden, im geduckten Alltags bescheidensten Lebens verfangenen Mädels zum Gewissen, zum bewußten Empfinden einer Frau reifen zu lassen, die zum ersten Male den Wünschen, Hoffnungen und Anfechtungen des Daseins gegenübersteht. Aus Verzweiflung, Furcht, grausen Aengsten, Zufällen und Widrigkeiten ahnte sie zum erstenmal Schicksal, und die Art, wie sie gelernt hatte, diesem Schicksal die Stirn zu bieten, erfüllte sie mit einem bei aller Naivität fast stählenden Stolz und dem festen Willen, aus den Unberechenbarkeiten eines unverhofften Abenteuers den Aufstieg zu suchen und jedenfalls den Ausweg zu finden, ohne auch nur den Schatten eines Rauches auf ihre Persönlichkeit fallen zu lassen.

Doktor Hüngerl ging vorbei, zufrieden und dankbar, wie immer. Er grüßte Jenny mit kameradschaftlicher Freundlichkeit, und sie empfand ohne inneren Widerspruch, was sie angesichts dieses wunderlichen Menschen wohl von Anfang an gefühlt hatte: hier war Sicherheit und Zuverlässigkeit. Sie warf die Zigarette fort, stand rasch auf.

„Wollen wir ein wenig promenieren, Herr Doktor?" rief sie Hüngerl nach, der mit seinen kurzen Schritten dem Ausgang zustrebte.

„Herzlich gern!" verneigte sich Hüngerl.

„Einen Augenblick! Ich hole nur einen Umhang!" Und sie hüpfte rasch die Treppe hinauf, während Hüngerl auf sie wartete und sich in sein Buch vertiefte, als gäbe es keine lachenden, lärmenden Menschen um ihn, knatternde Foxtrott-Musik und unverschämte Blicke.

Das galante Kleeblatt war betroffen. Wahrhaftig! Aus dieser Frau wurde man nicht klug. Kaum vermeinte man, Fidikuk aus dem Weg geräumt zu haben, da wandte sie sich einer noch übleren Erscheinung zu. Wobei besonders peinlich auffiel, daß sie scheinbar überhaupt kein Verständnis für die chevaleresken Formen des Flirts in der besten Gesellschaft hatte, die die drei Herren repräsentierten. Der Major blies den Rauch der Havanna von sich, hob die Schultern und sagte:

„Nna — meine Herren — ein Weib weniger, ein Frieden mehr. Trotzdem: warten wirs als Zuschauer ab. Das bin ich ja gewöhnt. Ich habe eine monatelange Entscheidungsschlacht abwarten müssen, und ich kann Ihnen aus diesem Erlebnis nur soviel verraten, daß — — —"

Und er führte zum soundsovielten Male aus, was geschehen wäre, wenn — — und was in seinem grundlegenden Buche bewiesen sei. Dr. Weibezahl hörte nicht zu, sondern ärgerte sich und schielte wieder zu den Damen Hefesand hinüber. Eigentlich war Mimi gar nicht so zu verachten. Sie hatte vielleicht sogar das Zeug, eine charmante Gattin zu werden, wenn man sie richtig aufzog.

Jacinto Puma aber faßte einen Entschluß.

„Sagen Sie, lieber Herr Doktor", sagte Jenny zu Hüngerl, mit dem sie in der duftenden Nacht spazieren ging, „kennen Sie einen gewissen Francis Fidikuk?"

Der gelehrte Sohn der Brotfabrik dachte nach. „Fidikuk? Fidikuk? Nein, ich erinnere mich nicht — — — oder halt! Aber das wird ein anderer sein, denn wie sollten Sie — —? Ich entsinne mich nämlich, vor einem Jahr etwa mal eine Zeitschrift gesehen zu haben. „Das gläserne Pferd". Darin ließen sich die jungen Herren vernehmen, die der Meinung waren, das Deutsch, das Schiller und Goethe, Kant und Bismarck gesprochen und geschrieben hatten, sei überlebt, und man müsse endlich, da Deutschland unter fremden Ketten läge, auch seine Sprache entdeutschen. Es war wohl ein bißchen Hysterie, ein bißchen Snobbismus und ein bißchen Verstiegenheit. Jedenfalls: diese jungen Leute, die aus der Sprache unserer Heimat ein fremdes Gemach herstellen wollten, tobten sich im „gläsernen Pferd" aus, und ich erinnere mich, unter den Mitarbeitern auch einen gewissen Fidikuk gelesen zu haben. Mehr habe ich aber von ihm nicht gelesen, und insoweit ist der Expressionismus in diesem speziellen Falle unschädlich geblieben."

„Expressionismus?"

„Ja — so nennt sich die Richtung. Gott, gnädige Frau, man darf solche Dinge nicht tragisch nehmen, nicht einmal ernst. Expressionismus ist das Programm einer Sekte. Niemals hat eine Sekte die Religion verdrängt, und das Deutsch eines Goethe wird immer Religion bleiben, die Sekte eines Fidikuk aber nur törichte Spielerei mit geistigen Werten, deren man auf andere Weise nicht teilhaftig werden kann."

„Also ist ein Expressionist so etwas wie ein Narr?"

„Das nicht! Im Gegenteil: Ein Expressionist hält die andern zum Narren. Es ist eine moderne Abart des Bohémiens — mit anderen Mitteln, und man kann sich nur darüber freuen, daß die wirklichen Könner unter ihnen rechtzeitig den Weg zum dichterischen Ernst gefunden haben. Ob freilich Herr Fidikuk —? Aber wie sollten gerade Sie zu ihm kommen?"

„Er ist hier!"

„Im Hotel?"

„Jawohl! Der große, blasse, schwarzhaarige junge Mann mit den müden, schwärmerischen Augen."

„Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich sehe die wenigsten Menschen. Es sei denn, daß sie sich aufdrängen wie zum Beispiel der Empfangschef im Hotel, der mir eine Abfindung anbot, wenn ich mit der ersten Möglichkeit Adlersgreif verlassen wolle."

„So eine Frechheit!"

„Durchaus nicht! Kein Mensch ist frech, der etwas seiner Meinung nach Notwendiges unternimmt. Und in den Augen dieses Herrn ist es notwendig, einen Gast zu entfernen, der kompromittierend wirkt. Und ich wirke natürlich hier kompromittierend mit meinem Lotteriegewinn. Aber deswegen bleibe ich doch!"

„Bravo!" rief Jenny und hielt dem Dr. Hüngerl ihre Hand hin, die er herzlich drückte. „Aber schließlich, gnädige Frau, welches Interesse nehmen Sie an Herrn Fidikuk?"

Es war sehr gut, daß man in der Dunkelheit nicht sah, wie Jenny rot wurde. „O — gar keins!" erwiderte sie. „Ich interessiere mich wirklich nicht für ihn, aber — leider — er interessiert sich für mich!"

„Kein Wunder! Das werden Sie wohl noch öfter erleben!"

„Aber er hat mir ein Gedicht geschickt!"

„Alle Wetter! Schon? Und ein Expressionist, der, wenn er sich für eine Dame interessiert, zu dem uralten Mittel poetischer Information greift — — Er ist ein expressionistischer Blender! Darf ich das Schriftstück sehen?"

„Bitte!" Und Jenny reichte ihm das schwarze Billettdoux.

Dr. Hüngerl griff in die Schoßtasche seines Rockes und brachte die uns bereits bekannte Knipslampe zum Vorschein. Er ließ sie aufblitzen und las in ihrem kleinen, gelben Schein Fidikuks Gedicht, das mit den Worten „Traum funkelt Nacht" begann und mit den Worten „Begierde wacht!" endete.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Die Mutter der Alten

„La mere aux vieux de la Butte" — das ist der Ehrentitel für Madame Duchoiselle, die für die armen alten Leute vom höchsten Montmartre den Verein „Warme Suppe" geschaffen hat. Es ist der friedlichste Verein, der in der ganzen Welt existiert, ohne Statuten und Vorstand und Generalversammlungen und solches Brimborium. Jedes Mitglied zahlt fünf Francs und erhält dafür das Recht, sich darüber zu freuen, daß mit seiner Hilfe in jedem Monat dreihundert alte Menschen einmal wöchentlich einen Topf warme Fleischsuppe erhalten. Einmal wöchentlich warme Suppe ist nicht viel, aber so genau nimmt Madame Duchoiselle es nicht. Wer großen Hunger hat, kann auch einige Male kommen, und an Geld für Wohltaten anderer Art fehlt es auch nicht.

Vormittags macht die gute Frau mit einem großen Korb die Runde bei Bäckern und Fleischern, um altes Brot und Fleischreste zu erbitten. An jedem Nachmittag aber beginnt die alte Dame ihre Wanderung durch die Kneipen von Montmartre; sie bettelt für die Bettler, und da sie witzig ist und bei ihrer großen Bekanntschaft nicht in den Verdacht kommen kann, daß sie selbst Vorteile aus ihrem Suppenverein zieht, fließen ihr viele Spenden zu. Und welche hervorragenden Armen gehören zu ihren Pfleglingen! Da ist der erste Chauffeur des Präsidenten Loubet, ein uralter Mann, der nur noch von Kaffee mit Milch und Weißbrot lebt. Er ist ganz zufrieden und er hatte nur noch einen Wunsch: er wollte wieder einmal einen schönen Pelzkragen haben, wie er ihn früher trug. Den hat ihm die gute Frau Duchoiselle verschafft. Auch ein alter Maler ist ein Ehrenklient. Der wohnt in der Nähe von Sacre-Coeur in einem Mansardenzimmer und hungert. Das Zimmer ist so klein, daß nur ein Feldbett Platz darin hat. Dafür aber ist viel Licht in dem Zimmer. Da sitzt der Maler, braucht seine Knie als Staffelei und malt schöne Frauen aus der Erinnerung; und seine Suppe bringt ihm in der Woche zweimal die Frau Duchoiselle selbst. Dann ist auch noch die schöne Adrienne, die vor vierzig Jahren einmal die Geliebte eines jungen Politikers war. Der junge Politiker hat es sehr weit gebracht, er ist oft Minister gewesen, aber die schöne Adrienne hat Haare und Zähne verloren und geht in Lumpen. Sie hat aber noch ein Stück echte Spitzen, das näht sie an ihr Hemd aus Sackleinwand. Und wenn die „Mutter der Alten" kommt, dann verspricht sie ihr die Ehrenlegion.

Vor kurzem wurde die Frau Duchoiselle in einer dunklen Straße von drei jungen Apachen angefallen. Sie kam von einer Kranken, der sie Schröpfköpfe gesetzt hatte. Der eine Räuber hatte ihr schon die Handtasche fortgerissen und der zweite hob drohend das Messer. Da rief die Frau Duchoiselle wütend:

„Ihr seid wohl verrückt, ihr Lümmel, kennt ihr mich nicht? Ich bin die „Mutter der Alten" vom Montmartre!"

Das war wie ein Zauberwort, man sollte es kaum glauben. Während die jungen Apachen verwundert zauderten, tauchten aus düsteren Ecken einige finstere Burschen in reiferem Alter auf, boxten die Räuber nieder und gaben der Madame Duchoiselle ihre Tasche zurück.

Dann nahm der eine, ein Kerl mit einer Galgenphysiognomie, seine Mütze ab und sagte höflich:

„Ich bin der Narbengustav, Madame, und kenne Sie gut. Gestatten Sie, daß ich Sie nach Hause bringe. Montmartre ist heute so unsicher geworden."

Diese Geschichte erzählt die „Mutter der Alten" jetzt gern, und das Schönste daran ist, daß die Geschichte wahr ist.

Altrömischer Luxus

Als König Tiridates sich in Rom zu Gast befand, ließ Kaiser Nero alltäglich zur Bestreitung seines Hofstaates 60 000 Sesterzen anweisen, so daß der Besuch, als er nach neunmonatlichem Aufenthalt abreiste, 8 Millionen Mark gekostet hatte. Der Kaiser Caligula führte einen verschwenderischen Haushalt, daß er in einem Jahre 670 Tonnen Goldes brauchte, im ganzen gab er während seiner vierjährigen Regierung 300 Millionen Mark aus. Kaiser Heliogabel trug alle Kleider nur einmal, in seinen Lampen brannte der köstlichste Balsam, ganze Bassins ließ er mit Rosenwasser füllen und die kostbarsten Edelsteine schmückten seine Schuhe. Das geringste seiner Kleider bestand aus Goldstoff und Samt, die einfachste Mahlzeit durfte nicht weniger als 3000 Goldstücke kosten. Bei einem Festmahl ließ Heliogabel 6000 Straußenköpfe auftragen, aus welchen seine seine Gäste nur das Gehirn genießen sollten, danach fand im Garten auf einem mit Wein gefüllten Bassin eine kleine Seeschlacht statt. Die Fußböden seiner Gemächer waren mit gefeiltem Golde bestreut, damit man sanft auftreten konnte. Da die Wahrsager Heliogabel verkündet hatten, er werde keines natürlichen Todes sterben, so ließ er sich für den Notfall, um doch durch eigene Hand fallen zu können, Stricke von Gold und indischer Seide anfertigen, auch einen mit Gold und Edelsteinen überladenen Turm zum Herabstürzen bauen. Er konnte jedoch diese vornehmen Todesmittel nicht verwenden, denn am 6. März 222 wurde er durch seine Leibwache ermordet und in den Tiber gestürzt.

Schutz den wilden Tieren

Kürzlich hatte der englische Verein für den Schutz der Urfauna in dem britischen Weltreich die Tierfreunde zu einem Meeting in die zoologische Gesellschaft von England geladen. Ziel dieser Versammlung war, in den tropischen Gebieten, nach dem Muster der schweizerischen Naturparks Schutzgebiete zu schaffen, um seltene Tierarten, die das begehrte Objekt von Jägern und Trophäensammlern geworden sind, vor einer gänzlichen Ausrottung zu bewahren. Die Gesellschaft will den britischen, südafrikanischen, belgischen und portugiesischen Regierungen das Projekt eines Abkommens überreichen, das den Verkauf solcher Tropentiere, die von Wildschützen erlegt worden sind, verhindert oder verbietet. Die Elefanten haben besonders unter dieser unmäßigen Jägerbetätigung zu leiden. Da aber den Kolonialmächten in Afrika jegliche Bestimmungen und Gesetze über den Tierschutz fehlen, konnte gegen diese Jagdbarberei nicht vorgeschritten werden. Die belgische Regierung hat bereits im Kongogebiet einen Naturschutzpark von 6000 Quadratmeilen geschaffen, und zwar in der Nähe des Kivusee. In den großen Urwäldern des Kongo sollen nur noch 500 Gorillas vorhanden sein. Auch die südafrikanische Regierung hatte die Anlegung eines solchen Schutzgebietes angeregt.

Namenverwirrung in der Türkei

Mustapha Kemal Pascha, der Präsident der Türkei, hat seine neueste Verordnung erlassen, die die Bevölkerung in eine neue Aufregung versetzt hat. Seit altersher hat jeder Türke seinen ehrlichen Namen Mohammed Ali, Hussein Hussni oder Suad Derwisch oder umgekehrt, und nun soll sich der Türke einen Beinamen anlegen. Denn darin gipfelt dieser neueste Erlaß des gestrengen Herrn Mustapha Kemal, der ursprünglich nur Mustapha hieß, der sich aber den Zunamen Kemal anlegte, als er merkte, wie unzählig viele Türken Mustapha hießen. Unzählige heißen Mohammed Ali, unendlich viele heißen Hussein Husni. So ist es Sitte in diesem Lande des Halbmondes. Die Eltern geben ihren Kindern bei der Geburt zwei Namen, der zweite aber ist meistens der Name eines Propheten oder eines Heiligen aus dem Islam. Und da es gar nicht so viele Propheten und Heilige, aber umsomehr kleine Türken gibt, entstehen die merkwürdigsten Verwechslungen, und es ist gerade nicht angenehm, wenn Mohammed Ali 1 für Mohammed Ali 2 Steuer zahlen oder ins Gefängnis wandern muß. Ein belgischer Universitätsprofessor, der neulich im Auftrage der türkischen Regierung eine Statistik über Volkszählung aufstellte, gebärdete sich völlig wild, als er auf den vielen Seiten spaltenlalng immer wieder auf dieselben Namen stieß. Mustapha mit den angenommenen Namen Kemal verspricht sich sehr viel von dieser neuen Zwangsmaßnahme. Hat nun jeder Türke seinen Beinamen, den er beliebig wählen darf, so wäre die Arbeit der Behörden sehr erleichtert und Mohammed brauchte nicht für den anderen Mohammed Buße tun.

Hundefriedhöfe

Berlin, das stets bestrebt ist, ausländische Einrichtungen nachzuahmen, hat sich nach Pariser und Londoner Vorbild nun auch einen Hundefriedhof zugelegt. Am 1. Januar ist in Stahnsdorf im Kreise Teltow ein neuer moderner Hundefriedhof eröffnet worden. Unweit des Teltowkanals ist dieser schöne Platz, die Ruhestätte dieser treuen Freunde und Wächter angelegt worden... Man wird in der Mitte des Friedhofes ein Monument aus Kalksandstein errichten, und auch die einzelnen Gräber werden durch eine Fläche von Rasengrün und Grabplatten aus Marmor und anderem Gestein eine bestimmte Ausschmückung erfahren. Es haben schon einige Beisetzungen stattgefunden. Einige besonders hübsche Inschriften auf dem Grabdeckel fallen angenehm ins Auge. „Hier ruht mein kleiner Lumpi, ein treuer und guter Dackel." Für eine Mindestgebühr von 10 bis 40 Mark, je nach Größe der Hunde gerechnet, werden die Gräber drei Jahre lang gepflegt und erhalten. Die toten Hunde werden täglich von 9—12 und von 1—4 in Empfang genommen.